

Julia Paulus

**„Zwischen Beruf und Berufung“**

**Aspekte des Themas ‚Frauenarbeit‘ im 19. und 20. Jahrhundert**

Sehr geehrte Damen und Herren,

Wenn ich vorab mit einem Zitat aus dem im Jahre 2000 erschienenen ‚Frauenatlas Ruhrgebiet‘ beginne, dann wiederhole ich vermutlich Inhalte, die Ihnen aus Ihrer Praxis nur allzu vertraut sind: „Frauen profitieren [zwar] von dem wirtschaftlichen Strukturwandel und dem Wachstum des Dienstleistungssektors im Ruhrgebiet, doch die Lebens- und Arbeitssituation von Frauen und Männern in der ehemaligen Montanregion unterscheidet sich immer noch deutlich: schlecht bezahlte Jobs in ungesicherten Beschäftigungsverhältnissen sind häufig Frauensache.“ Letztlich, so das Fazit, habe sich die grundsätzliche Rollenverteilung wie auch die geschlechtsspezifische Arbeitsaufteilung im Berufsleben in den vergangenen 100 Jahren kaum gewandelt.

Nun könnte man annehmen, dass sich diese Diagnose einmalig, zumindest vornehmlich auf eine Industrieregion erstreckt, die für eine spezifische Ausgangslage steht, in der die – in weiten Teilen durch den Bergbau strukturierte – industrielle Arbeitswelt traditionell für eine niedrige Frauenerwerbstätigkeit sorgte. Diese Einschätzung ist ohne Zweifel bedeutsam, und wir dürfen diese spezifischen regionalen Faktoren nicht unterschätzen, wenn es um die Frage geht, warum sich bis heute mit aller Hartnäckigkeit Strukturen erhalten haben, in der sich das Ruhrgebiet von allen anderen Wirtschaftsregionen vor allem dadurch abhebt, dass es weiterhin in puncto Frauenerwerbstätigkeit weit unter dem Landes- und vor allem dem bundesdeutschen Durchschnitt gehört.

Gleichzeitig erreichen uns jedoch auch Tag für Tag Nachrichten, die auf der globalen Ebene diese Befunde zu verallgemeinern scheinen. So finden sich in den alljährlich herausgegebenen UNO-Reporten zur Lage der Frauenarbeit regelmäßig Befunde wie diese:

- Frauen machen die Hälfte der Weltbevölkerung aus und leisten fast zwei Drittel aller Arbeitsstunden, sie erhalten allerdings nur ein Zehntel des Welteinkommens und besitzen weniger als ein Hundertstel des Eigentums;
- Frauen werden überwiegend in den unteren Rängen der Berufshierarchie beschäftigt, erhalten jedoch weiterhin weniger Geld für die gleiche Arbeitsleistung;
- je größer der Frauenanteil eines Berufes, desto geringer sein Sozialprestige, je höher die geschlechtsspezifische Segregation desto eher finden sich in den eigentlich als weiblich konnotierten Frauenberufen, wie in der Textil- oder Nahrungsmittelbranche, wiederum vorrangig männliche Köche in der Haute Cuisine, oder männliche Modeschöpfer in der Haute Couture;
- Frauen fungieren als Lückenbüsserinnen des Arbeitsmarktes, wenn männliche Arbeitskräfte stagnierende Branchen verlassen, oder werden als stille Arbeitsmarktreserve herangezogen, wenn Branchen expandieren, dann allerdings auf extra für sie eingerichteten weniger qualifizierten Stellen.

Was hat es auf sich mit diesen manchmal bis hin zur Naturwüchsigkeit geronnenen Fakten, in der Frauen eher als Arbeitskräfte zweiter Klasse denn als gleichberechtigte Arbeitnehmerinnen erscheinen? Was mit den z.T. bis in die Gegenwart reichenden Defizitstudien, die berufstätige Frauen als Mitglieder einer Problemgruppe erscheinen lassen?

Begibt man sich auf historische Spurensuche, so stellt man recht schnell fest, dass spätestens mit dem Aufkommen außerhäuslicher Erwerbs- und Produktionsstätten seit Mitte des 19. Jahrhunderts das Thema „Frauenarbeit“ ein gesellschaftspolitisch hoch brisantes Thema öffentlicher Diskurse darstellte und die Figur der ‚außerhäuslich erwerbstätigen Frau‘ ein außergewöhnliches Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit erlangte. Selbstverständlich gab es sie bereits lange vor der Entstehung des den Anbruch der Moderne konstituierenden Industriekapitalismus. Doch erst jetzt wurde sie mit nie zuvor dagewesener Wachsamkeit beobachtet, beschrieben und dokumentiert. Erst jetzt diskutierte man die Schicklichkeit, die Moralität, wie auch grundsätzlich die Legalität ihrer Lohn-Arbeit. Schließlich wurde DIE ‚arbeitende Frau‘ zu DEM eigentlichen Produkt der industriellen Revolution - nicht etwa weil die Mechanisierung für sie früher nicht vorhandene Erwerbsmöglichkeiten geschaffen hätte (obwohl das auf manchen Gebieten sicherlich der Fall war), sondern weil sie jetzt auf einmal zu einer öffentlich

sichtbaren und damit problematischen Figur wurde, wobei dieses ‚Problematische‘ sowohl die Bedeutung ihres Frauenseins selbst als auch die Vereinbarkeit von Frauensein und Lohnarbeit umfasste.

Ob nun das Objekt der Aufmerksamkeit eine Fabrikarbeiterin, eine Näherin oder eine Setzerin war; ob sie als junge, alleinstehende Frau oder als Ehefrau und Mutter, alternde Witwe, Frau eines arbeitslosen Arbeiters oder qualifizierten Handwerkers beschrieben wurde - die Fragen, die an ihr diskutiert wurden, blieben dieselben: Sollte eine Frau um des Geldverdienens willen arbeiten? Was waren die körperlichen Folgen weiblicher Lohnarbeit, und welchen Einfluss hatte Lohnarbeit auf die mütterliche und familiäre Rolle einer Frau? Welche Arbeit war einer Frau überhaupt angemessen?

Die Debatten des 19. Jahrhunderts beruhten hierbei gewöhnlich auf einer - auch in den meisten späteren Studien zur Frauenarbeit als selbstverständlich übernommenen - Geschichtskonstruktion über den Ablauf der industriellen Revolution. Diese Geschichtsbetrachtung sah die Ursache des Problems der Frauenarbeit darin, dass während der Industrialisierung eine Verlagerung der Produktion vom Haushalt in die Fabrik stattgefunden haben soll. In vorindustrieller Zeit, so glaubte man, hätten Frauen produktive Arbeit und Kinderaufzucht, Arbeit und Häuslichkeit erfolgreich kombinieren können. Diese Kombination sei dann aufgrund der vermeintlichen Verlagerung der Erwerbsarbeit zumindest schwierig, wenn nicht gänzlich unmöglich geworden. Deshalb konnten Frauen, so die daraus abgeleitete Argumentation, nur noch kurze Zeit ihres Lebens gegen Lohn arbeiten. Nach der Heirat – oder spätestens wenn sie Kinder bekamen – mussten sie ihre bezahlte Tätigkeit aufgeben und durften allenfalls erneut zur Erwerbsarbeit zurückkehren, wenn ihr Ehemann die Familie nicht alleine ernähren konnte. In einem solchen Fall mussten sie sich dann in schlecht bezahlte, unqualifizierte Arbeiten drängen, die schließlich dem Vorrang ihrer mütterlichen und häuslichen Verpflichtungen vor einer langfristigen beruflichen Tätigkeit geschuldet war.

Alles in allem, so lässt sich zusammenfassen, wurde mit diesen Deutungen das „PROBLEM DER ARBEITENDEN FRAU“ letztlich darin gesehen, dass Frauen als Anomalie galten, als Fremde in einer Welt, in der sowohl die Lohnarbeit als auch die Verantwortung für eine Familie zu räumlich getrennten Ganztagsaktivitäten definiert worden waren. Diese Interpretation von einer gewaltsamen Geschichte der Trennung von Haus und Arbeit,

von Frauenarbeiten und Männern, die arbeiteten, prägte wiederum medizinische, politische, philosophische und vor allem moralische Auffassungen, die von Frauen- und Geschlechterforscherinnen mittlerweile als ‚Ideologie der Häuslichkeit‘ oder ‚Doktrin der getrennten Sphären‘ bezeichnet wird, als ein Diskurs, der im 19. Jahrhundert letztlich das Konzept einer als natürlich vorgestellten Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen festschrieb.

Doch wenn diese Art der Geschichtsverklärung von der scheinbar objektiven Trennung von Heim und Arbeit nur ein Konstrukt, eine Vorstellung und Idee darstellt, wie lässt sich dann das ‚Problem‘ der außerhäuslich arbeitenden Frau erklären?

Wenn nicht – ausschließlich oder vornehmlich – nach besonderen technischen oder strukturellen Gründen, wie Maschinisierung oder Technisierung zu suchen, sondern nach den Prozessen zu forschen ist, die die geschlechtsspezifischen Formen der Arbeitsteilung herstellten, fallen als erstes jene Akteure ins Blickfeld, die die Theorien hierzu lieferten, wie auch die Einstellungspräferenzen der Arbeitgeber, die die Identifizierung der Frauenarbeit mit einer bestimmten Art von Tätigkeiten und mit billiger Arbeit formalisierten und institutionalisierten und auf diese Weise ein klar nach Geschlecht unterteiltes Arbeitskräftepotential entstehen ließen. Dasselbe taten Untersuchungen von Ärzten, Gesetzgebern und Statistikern, deren öffentliches Lamentieren schließlich zur Verabschiedung von Arbeiterinnenschutzgesetzen führte.

Einer der Orte, an dem der wissenschaftliche Diskurs über geschlechtliche Arbeitsteilung entstand, war die Nationalökonomie. Nach Lorenz von Stein, einem der maßgeblichen Nationalökonomien des 19. Jahrhunderts, bestand die volkswirtschaftliche Bedeutung der Frau vor allem auf dem Gebiet des Konsums bzw. der Hauswirtschaft, die er als das eigentliche "Reich der Frau" bezeichnete. Demgegenüber schrieb er über die erwerbstätige Frau:

(Zitat) *„Die Frau kann zuletzt, wenn die Dinge sie äußerlich oder ihre Individualität sie dazu innerlich zwingen, alles, was der Mann kann. ... Es gibt nichts, das sie nicht zuletzt wie ein Mann durchzuführen vermöchte. Aber, und das ist es, was wir für uns festhalten müssen, ... ist es andererseits ebenso gewiß, dass die Frau, sowie sie das Männliche wirklich thut, nur eine weibliche Form des Mannes und keine Frau mehr ist. Es gibt eine weibliche Arbeit, und sie darf sich kühn an die Seite der Arbeit des Mannes stellen und*

*thut es tausendfach und täglich, aber diese weibliche Arbeit ist nicht die Arbeit der Frau. Mit jener tritt sie als Nebenbuhlerin und Mitwerberin des Mannes unter die Gesetze, welche über den Werth entscheiden, die eine Arbeit für die ganze Welt hat, und strebt mit ihnen nach demselben, wonach die ganze Welt strebt, dem täglichen Erwerb. ... aber es ist das nicht die Frau, der wir hier begegnen, sondern das männliche Weib.“<sup>1</sup>*

Als natürlich, von der Natur vorherbestimmt, so zeigt sich hier, galt Stein wie vielen seiner damaligen Zeitgenossen, eine Arbeitsteilung, die Frauen die Sorge für Haushalt und Familie übertrug, Männer hingegen ein Leben in der Öffentlichkeit, in Beruf und Politik vorzeichnete. Bereits ihre Biologie, so hieß es, habe Frauen auf eine mütterlich-häusliche Existenz eingeschworen und sie als die körperlichen Schwächeren unter männlichen Schutz gestellt. Auch die typischen weiblichen Charaktereigenschaften, so versuchte man zu belegen, rechtfertigten eine solche Rollenzuweisung: passiv, empfindsam, liebevoll, aufopfernd - so dachte man sich die ideale Frau; das männliche Gegenbild verkörperte stattdessen Kraft, Mut, Aktivität, Rationalität.

Im Kern zielte diese Vorstellung auf eine bestimmte Beziehungskonstellation der beiden Geschlechter, idealiter vorgestellt als eine Art Komplementarität von Mann und Frau, die sich allerdings in einer scharfen räumlichen Trennung der Lebenssphären darstellt, wie sie u. a. von Friedrich Schiller in seinem vielzitierten „Lied von der Glocke“ bildreich vorgestellt wurde: "Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben ... und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder".

Gleichzeitig sollte durch diese räumliche Aufteilung nach Geschlechtern eine rigorose Trennung der Hauswirtschafts- und Erwerbsarbeiten vollzogen werden, wodurch es möglich wurde, die Aufgaben der unmittelbaren Daseinsvorsorge aus dem Begriffsinhalt gesellschaftlicher Arbeit zu lösen und in den Bereich des nunmehr individuell-privaten Geschlechterverhältnisses der Kleinfamilie zu verweisen. Die Haus-, Pflege und Beziehungsarbeit war nun nicht mehr Bestandteil notwendig zu leistender Arbeiten, sondern wurde quasi als weiteres Geschlechtsmerkmal - neben der Gebärfähigkeit, Fingerfertigkeit, Ausdauer usw. - dem "Wesen" der Frau naturgesetzlich eingeschrieben. Während zum universalen Maßstab für die Erwerbsarbeit das Tauschmittel Geld wurde,

---

<sup>1</sup> Lorenz v. Stein, Die Frau auf dem Gebiet der Nationalökonomie, 6. Aufl. Stuttgart 1886 (16-20)

beinhaltete der Haushalt lediglich den Ort der Konsumtion bzw. Reproduktion der Arbeitskraft, den Ort der Freizeitgestaltung und des Privatlebens. Diese "moderne" Form der Hausarbeit bestimmte denn auch ihren Charakter: Ihre Verdrängung aus dem Bereich der gesellschaftlichen Arbeit, ihre Umdefinition in das Wesen der Frau einerseits und Abspaltung regenerativer Teile aus dem Erwerbsprozess andererseits ermöglichte es, diese Arbeit als "Liebesarbeit" zu deklarieren, als Arbeit, die eigentlich keine Arbeit im produktiven Sinne darstellte, und somit für die Schaffung eines privaten Lebensmilieus, für die Kompensation der leidvollen Erfahrungen in der arbeitsteiligen Erwerbsarbeit bestens geeignet erschien.

Dass es sich hierbei lediglich um ein Idealbild handelte, das nur in den aller wenigsten Fällen Geltung gewann, verhinderte nicht dessen weitere Umsetzung – im Gegenteil: Neben den in unzähligen Varianten erschienenen Haushaltsratgeber für Frauen aus dem Bürgertum, die mit Unterstützung ihrer Dienstboten dieses bürgerliche Weiblichkeitsideal nun umzusetzen hatten, weiteten sich dieses Modell im Laufe des 19. Jahrhunderts auch auf die Arbeiterhaushalte aus, weniger von selbst als vielmehr in Folge eines missionarischen Selbstverständnisses bürgerlicher Hausfrauen, die sich mit Bildungseinrichtungen der Kirche oder der Unternehmer zusammentaten und diese als Foren für ein reges Erziehungsprogramm benutzten. Darüber hinaus gab es auch auf Arbeiterfrauen zugeschnittene Haushaltsratgeber. Weil den Arbeiterfrauen eine grundsätzliche Unfähigkeit unterstellt wurde, rationell zu wirtschaften, Haus, Wäsche und Kleidung "hygienisch" sauber und in Ordnung zu halten und genießbare und zugleich gesunde Nahrung zuzubereiten, sind die einzelnen, oft in Befehlsform geschriebenen Ratschläge sehr detailliert, wodurch sie angesichts der außerhäuslichen Erwerbsarbeit oder Heimarbeit der Frauen, der beengten Wohnverhältnisse und des geringen Einkommens geradezu grotesk erscheinen. Darüber hinaus dienten diese Erziehungsratgeber dazu zwischen einem idealen Anspruch und einer misslichen Notlage zu unterscheiden. Zwischen einer Erwerbsarbeit, die für Männer aller Schichten nicht nur als existentiell, sondern auch als ehrenvoll galt, für Frauen aus der Arbeiterklasse hingegen lediglich als Notlösung gewertet wurde, für bürgerliche Frauen dagegen – zumindest zunächst noch - grundsätzlich als ehrenrührig galt. Nur so ist es zu erklären, wie mit der beginnenden Industrialisierung tausendfache, reale außerhäusliche Erwerbsarbeit von Frauen in öffentlichen Diskussionen als Abweichung

vom weiblichen Lebensmuster aufgefasst wurde, andererseits die unbezahlten Tätigkeiten von Frauen im Haushalt und in den Familien als weiblich-natürlich verklärt und schließlich – weil als höchst privat deklariert - zusehends aus den Augen verloren wurde.

Wesentlichen Anteil hierbei besaß das bereits im 19. Jahrhundert mit allen wohlfahrtsstaatlichen Mitteln und mit ungewöhnlich breitem gesellschaftlichen Konsens getragene Mann-Ernährer- und Hausfrau-Zuverdiener-Modell, ein Modell, das sozusagen für die neu entstandene bürgerliche Gesellschaft die modernisierte Fassung der in der Frühen Neuzeit ausgebildeten, am ehelichen Arbeitspaar und an der hierarchischen Standesordnung ausgerichteten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung darstellte, und damit in der neu anbrechenden Zeit veränderter Produktions- und Erwerbsformen eine Konstanz versprach. Schließlich transportierte es nicht zuletzt das Versprechen einer möglichen Balance zwischen den konfliktreichen Beziehungen der Erwerbswelt auf der einen und den bedürfnisorientierten privaten Familienhaushalten auf der anderen Seite.

Neben Hoffnungen auf Balance, Kontinuität und Harmonie, was war weiterhin so attraktiv an diesem Modell? Als Teilmodell taugte das Alleinernährermodell in erster Linie dazu, die Privilegierung der Menschen männlichen Geschlechts auf dem Arbeitsmarkt weiterhin zu legitimieren. Darüber hinaus bekräftigte das Modell - durch die Gleichsetzung von Männern als alleinversorgende Ehemänner und Familienväter - grundsätzliche Normen des modernen Wirtschaftens:

1. So sollte für Männer die Berufs- und nicht die Hausmann- und Vater-Orientierung gelten.
2. Entsprechend wurde die Optimierung der Berufsausbildung für heranwachsende Männer als vorrangig erstrebenswertes Ziel angesehen.
3. Wurde der Lohn für familienfähige männliche Arbeitnehmer als Familienernährerlohn definiert, als ein legitimer, akzeptierter Maßstab, der Grenzen und Unterschiede zu Jugendlichen, Kindern und Frauen markierte.
4. Darüber hinaus hatten Männer, sobald das Angebot an Arbeitsplätzen äußerst knapp wurde, einen - zumindest ideell - unbestrittenen Anspruch auf bevorzugte Ausstattung mit einem Ersatzerwerbsarbeitsplatz.

Parallel hierzu beinhaltet das diesem Modell zugeordnete Teilmodell der Hausfrau/Zuverdienerin:

1. Den Vorrang des in ökonomischer Abhängigkeit vom Ehemann ausgeübten und natürlich genannten Berufes der Hausfrau, Gattin und Mutter.
2. Die Abwehr einer kontinuierlichen und aufstiegsorientierten Berufsorientierung für Frauen.
3. Die Nachrangigkeit ihrer Berufsausbildung sowie ihres Arbeitsplatzes, sowie:
4. Die Festschreibung eines Zuverdienerlohnes für Frauen, selbst dann, wenn weibliche Erwerbstätige als Ledige oder Alleinernährerinnen für sich und/oder ihre Familienangehörigen aufkommen mussten.

Entsprechend wurde die Forderung nach ‚gleichem Lohn für gleiche Arbeit‘ durch eine konsequente Segregierung der Arbeitsplätze, der Arbeitsbereiche und des Arbeitsmarktes unterlaufen, mit dem Argument, dass ‚gleich‘ schließlich nicht ‚gleichwertig‘ bedeutet, ohne zu hinterfragen, warum für bestimmte Tätigkeiten entweder allein Frauen oder allein Männer die geeigneten Arbeitskräfte zu sein hatten. Warum die Nähmaschine für die Stoffverarbeitung, die Schreibmaschine und die Telefonvermittlung überwiegend in Frauenhand zu gehören hatte, woher die verbreitete Gewissheit stammte, dass das weibliche Geschlecht für alle Arten von gleichförmigen Teilarbeiten im Sitzen besonders geeignet sei – und warum diese Tätigkeiten weniger Wert seien als Tätigkeiten, die vornehmlich von Männern ausgeführt werden.

Versucht man nach den Strategien zu fragen, die eine solche Ordnung zu stabilisieren und letztlich sogar zu legitimieren imstande war, so lohnt sich ein Blick zurück auf die Anfänge der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzenden industriellen Arbeitswelt. In dieser Zeit war es noch nicht ausgemacht wohin der Weg führen würde, stattdessen ging der Fortschritt sogar noch einher mit einer Gefährdung der traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, konnte es doch zunächst als nicht mehr selbstverständlich gelten, welche Arbeit unter den veränderten Produktionsbedingungen Männer- und welche Frauenarbeit war. Schließlich waren am Industrialisierungsprozess sowohl Frauen als auch Männer, Jungen wie auch Mädchen beteiligt. Insbesondere durch die Ablösung der Hand- durch die Maschinenarbeit hätten je nach Bedarf – zumindest theoretisch – Männer wie Frauen für Arbeiten beschäftigt



und für ihre Arbeitsleistung gleich entlohnt werden können. Diese gegenüber der vorindustriellen Arbeitsweise veränderte Form des Arbeitsverhältnisses beinhaltete also zumindest theoretisch eine Individualisierung der Arbeit, die nicht mehr auf familiären Abhängigkeitsverhältnissen patriarchalischer Prägung beruhte, wie sie letztlich nur noch in der Landwirtschaft oder im Handwerk überdauerten. Theoretisch bot die industrielle Produktionsweise Frauen also eine von der Familie unabhängige Erwerbsmöglichkeit und hätte damit ihren individuellen Handlungsspielraum erweitern können. Theoretisch: denn schon bald regte sich Unmut. So wurde davor gewarnt, dass der männliche Arbeiter, der „noch vor kurzer Zeit bei Hoch und Nieder geachtet war“, nun mit jedem Tag zurück in die Verachtung und Hintansetzung sank, schließlich stand er nun neben Frauen, die die gleiche Arbeit verrichteten, „welche früher der Arbeiter nur mit großer Kraftanstrengung und Fleiß im Stande war zu arbeiten.“ Hier schwang, neben der Angst vor den wirtschaftlichen Folgen der Austauschbarkeit der Arbeitskräfte, in der Vorstellung vom Ersatz der männlichen Fertigkeit, deutlich die Verunsicherung des männlichen Selbstverständnisses mit, die Angst, Männer könnten überflüssig werden, ihre Bedeutung und Dominanz in Familie und Gesellschaft verlieren. Dass Männer durch Frauen von ihren Arbeitsplätzen verdrängt worden waren und dass einer weiteren Verdrängung vorgebeugt werden musste, war im 19. Jahrhundert eine verbreitete Vorstellung.

Um den bedrohten männlichen Anspruch auf Vorherrschaft in dem sich neu konstituierenden Arbeitsmarkt zu sichern, wurden nun verschiedene Strategien angewandt. Eines der folgenschwersten Strategien war hierbei der Versuch, Frauen an der Ausführung bestimmter Arbeiten zu hindern bzw. von jedweder Maschinenarbeit auszuschließen, wobei die hierbei von den Arbeitgebern angewandten Praktiken ebenfalls ihren Teil dazu beitrugen, den Diskurs über geschlechtliche Arbeitsteilung zu konstituieren. Wenn Unternehmer Arbeitsplätze zu vergeben hatten, spezifizierten sie für gewöhnlich nicht nur das erforderliche Alter und Qualifikationsniveau, sondern auch das Geschlecht. Arbeitgeber gingen dabei soweit, dass die von ihnen angebotenen Stellen oftmals so klangen, als hätten diese Tätigkeiten geschlechtsspezifische Eigenschaften. Tätigkeiten, die feine, geschickte Finger, Geduld und Ausdauer erforderten, wurden als weiblich bezeichnet, während Muskelkraft, Geschwindigkeit und Qualifikation Männlichkeit signalisierten. Als Lehrerinnen und Krankenschwestern

konnten Frauen, wie man sagte, ihre Fürsorglichkeit zur Geltung bringen, Schreibmaschineschreiben wurde mit dem Klavierspiel verglichen, und als Büroangestellte konnten Frauen von ihrer Unterwürfigkeit, von ihrem Liebe zum Detail und ihrem Gleichmut gegenüber repetitiver Arbeit profitieren.

Ideologisch wurden diese Arbeitsverbote mit dem Konstrukt des männlichen Ernährerlohns gestützt, des Lohns, der es dem Arbeiter ermöglichte, seine Familie allein zu erhalten, ‚male breadwinner‘ zu sein, wie es in England hieß, und damit zugleich die traditionelle patriarchalische Familienstruktur – wieder - herzustellen. Konkret bedeutete dies, dass die Löhne der Männer alle anfallenden Lebens- und Reproduktionskosten für sie selbst und deren Familie einschlossen, während die Löhne der Frauen selbst für den Lebensunterhalt einer einzelnen Frau die Aufbesserung durch die Familie erforderten. Somit erhielt der Lohn des männlichen Arbeiters eine doppelte Bedeutung: er entschädigte ihn für seine Arbeit und gab ihm gleichzeitig in der Familie den Status des Ernährers. Dagegen besaß weder die Haus- noch die Lohnarbeit von Frauen eine Relevanz, noch war sie überhaupt sichtbar, woraus gefolgert wurde, dass Frauen keinen wirklichen signifikanten wirtschaftlichen Wert schaffen konnten. Folglich – und das war der paradoxe Umkehrschluss – wurden die niedrige Frauenlöhne sowohl als Ursache als auch als Beweis herangezogen für die Tatsache, dass Frauen weniger produktiv waren als Männer.

Daneben gehörten auch die sukzessive eingeführten Schutzgesetze in den Reigen dieser Strategien. Indem erwerbstätige Frauen als Ausnahmewesen betrachtet wurden, deren Gesundheit – vor allem als potentiell Gebärende - es besonders zu schützen galt, wurden Männer als die eigentlichen Beherrscher der Maschinen konstruiert. Neben die Gesundheit als Argument für Nacht- und Sonntagsarbeitsverbot, Reduktion der Arbeitszeit und Verbot der Verrichtung bestimmter Arbeitsgänge an Maschinen, traten nun auch Argumente der Moral und Sittlichkeit, schließlich konnte mit entsprechenden Schilderungen von unmoralischen Verhältnissen in den Fabriken, in denen sich Männer und Frauen ohne Barrieren begegneten, auch eine breitere Öffentlichkeit der Empörung erreicht werden.

Gleichwohl war eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen in den Fabriken ohne Zweifel mehr als notwendig. Zeitgenössische Untersuchungen über die geringere

Lebenserwartung und die hohe Säuglingssterblichkeit machten deutlich, dass die Dreifachbelastung durch Lohnarbeit, Hausarbeit und Mutterschaft Arbeiterinnen besonders schädigte. Entsprechend begrüßten viele Zeitgenossinnen die gesetzlichen Erleichterungen der Arbeitsbelastung, auch wenn sie bereits auf die Gefahr eines möglichen Verdienstaufhaltes aufmerksam machten, schließlich wurde schnell deutlich, dass das Nachtarbeitsverbot wiederum als Argument für niedrige Frauenlöhne benutzt wurde, wie es auch als Möglichkeit genutzt wurde, Frauen aus einigen besser bezahlten Branchen auszuschließen. Zu diesen direkten, ausschließenden Auswirkungen kamen aber noch langfristige Nebenwirkungen. Gemeinsam prägten sie die Vorstellungen von der ‚weiblichen Arbeitskraft‘, und legten fest, was hierbei als typisch ‚weiblich‘ zu gelten hatte:

1. Erweckten die Diskussion um die verheerenden Auswirkungen von Fabrikarbeit auf die Moral und die Gesundheit der Frauen den Eindruck, dass Frauen nur in Notfällen – als Reservearmee oder ‚stille‘ Reserve gewissermaßen – in Fabriken arbeiten sollten.
2. Konnten die niedrigen Frauenlöhne nun mit der Rolle der Zuverdienerin und mit den Aufwendungen für den Frauenschutz legitimiert werden. Der Lohn aber bestimmte letztlich, was als Frauen- und was als Männerarbeit galt, so wie bis heute das Hauptmerkmal sogenannter Frauenindustrien, wie der Bekleidungs-, Textil- und Elektroindustrie, der schlechte Lohn bildet.
3. Die Etablierung der Arbeitswelt als eigentlicher Männerbereich entsprach der Zuordnung von Familie und Haushalt als Frauenbereich, und zwar zusätzlich zur Erwerbsarbeit, und selbst hier diente die längere Mittagspause für Frauen der Zubereitung der Mahlzeiten für die Familie, das Verbot der Überstunden für verheiratete Frauen bzw. spezielle Einschränkungen ihrer Arbeitszeit sollte ihre Arbeitszeit für die Familienarbeit erhöhen.
4. Frauen wurden geschützt – Männer übernahmen die Rolle der Beschützer, ein Muster, das wir auch aus anderen Politikbereichen kennen, wodurch letztlich nur die angebliche weibliche Schwäche und männliche Stärke betont werden sollte.
5. Durch eine spezifisch auf Frauen bezogene Gesetzgebung wurde der Eindruck erweckt, als seien alle Frauen ein Leben lang schwanger und als wäre die Möglichkeit, Kinder zu gebären, zu jedem Zeitpunkt ihres Lebens eine Bedrohung des Arbeitsprozesses. Hingegen war die männliche Fähigkeit, Leben zu zeugen, zu keinem Zeitpunkt besonders schützenswert – eine bedenkliche Abwertung des

Geschlechtswesens Mann, könnte man meinen, doch letztlich war es nur ein Zeichen dafür, dass ausschließlich Frauen als Geschlechtswesen wahrgenommen wurden, allerdings als äußerst fragile, schien doch die Geschlechtlichkeit von Männern in keiner Weise störanfällig zu sein.

6. Dass man ausschließlich Frauen verbot, laufende Maschinen zu reinigen oder Störungen zu beseitigen, verstärkte den Eindruck, dass Maschinen doch eigentlich männlich waren und nur von Männern wieder funktionstüchtig wieder hergestellt werden konnten, dass Technik und Frauen nicht zusammenpassten.

Schließlich vereinigte das Nachtarbeitsverbot, das nicht zu Unrecht als Prototyp des Frauenschutzes galt, viele dieser Weiblichkeit konstituierenden Elemente. Nicht zuletzt aber stützt es die Vorstellung von Nacht und Dunkelheit als Zeit, in dem nur Männer sich im öffentlichen Raum aufhalten dürfen.

Die meisten Frauen haben immer gearbeitet, ob bezahlt oder unbezahlt, wobei die Grenzen zwischen entlohnter und privat verrichteter Arbeit meist fließend waren und sind. Vor allem Individualisierungs- und Technisierungsprozesse beförderten diese Verschiebungen. Gleich blieben jedoch häufig die geschlechtsspezifischen Zuordnungen, die mit diesen Arbeiten verbunden waren, vor allem dann, wenn es um sogenannte haushaltsnahe Dienstleistungen ging. Diese geschlechtsspezifischen Zuordnungen von Tätigkeiten, die entweder als männlich oder als weiblich bewertet werden, beinhalten zugleich eine Hierarchisierung, eine Be-Wertung von Tätigkeiten. Gleichzeitig wurde mit der Herausbildung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft eine Geschlechterordnung sozial verallgemeinert, die schließlich zur natürlichen Ordnung erklärt wurde. In dieser Ordnung erlangte die dem weiblichen Geschlecht zugewiesene Zuständigkeit für die reproduktive Haus- und Familienarbeit in dem Maße ein größeres Gewicht, wie die außerhäusliche Erwerbstätigkeit von Männern zur Regel wurde. Allerdings drohte mit der – wenn auch nur partiell geduldeten - außerhäuslichen Erwerbsarbeit von Frauen diese Verklammerung zwischen dem Hauswirtschaften und der haushaltsfernen Produktion, vor allem aber die am bürgerlichen Modell orientierte Familienordnung immer wieder zu zerbrechen. Von daher zeigten sich immer wieder Bestrebungen, möglichst alle verheiratete Frauen, zumindest die Mütter, vom Arbeitsmarkt fern zu halten. Auch die in den beiden Weltkriegen forcierte Mobilisierung von Frauen für die Kriegswirtschaft galt dementsprechend nur als vorübergehende

Notmaßnahme und war keineswegs – wie oft behauptet - ein Katalysator der Emanzipation.

Dass Frauen bis heute meist die schlechter bezahlten und weniger nachgefragten Berufe ausüben, hängt eng mit dieser fortdauernden Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit zusammen. Die wesentlichen Agenten in diesem Prozess sind hierbei die Kulturstifter, die Weltanschauungen, die Religionen und vor allem die Wissenschaften, die nicht müde wurden und werden, definierten Vorstellung, von dem, was Männer und vor allem, was Frauen eigentlich sind, zu ergründen und schließlich zu begründen.